

gang der Rinderhaltung und des Ackerlandes sowie den Akzent auf differenzierteren Gartenbau gekennzeichnet. Über die »Speziellen Landwirtschaftlichen Kollektive« erfahren wir rechtliche, organisatorische, betriebliche und regionale Details im Beitrag von János Gyenis. Nach dem Gesetz von 1968 gibt es zwei Formen von »einfachen« Produktionsgenossenschaften, so die »Spezialisierten Genossenschaftsgruppen« (1972 waren es 1900 Gruppen mit 92.000 Mitgliedern) als relativ autonome Gebilde aber ohne Selbständigkeiten in LPG, Konsum- oder Kleinvertriebsgenossenschaften, und die »Spezialisierten Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften« (1972 waren es 235 Genossenschaften auf 280.000 bis 290.000 ha mit 75.000 bis 78.000 Mitgliedern auf 3,5—4 % der LNF) mit geringerer gemeinsamer Bewirtschaftung als in dem üblichen Typ der LPG, bei letzterem Typ oft nur auf einem Viertel der Fläche. Aber in diesem letzteren Typ werden von der Landesproduktion erzeugt 6,8 % des Obstes, 14,9 % der Tafeltrauben, 16,4 % des Weines. Räumlich umfassen diese spezialisierten Genossenschaften Gebiete, die für die in der üblichen Form kollektivierten Landwirtschaft als Großbetriebe nicht geeignet sind: Sand- und Soda-sowie felsige Gebirgsböden mit Einzelhöfen und Zwergdörfern. Die besonderen Bedingungen sprechen dafür, daß sich diese Betriebsformen noch lange halten.

Einige Fehler haben sich in die Zahlenangaben der Tabelle I, S. 22 e eingeschlichen.

*Helmut Klocke*

*Pöcking*

## SPRACHWISSENSCHAFT, MUSIK

Zolnay, László: *A magyar muzsika régi századaiból* [Aus früheren Jahrhunderten der ungarischen Musik]. Budapest: Magvető 1977. 418 S.

Der Verf, der sich seit fünf Jahrzehnten der Erforschung der Kulturgeschichte des ungarischen Mittelalters widmet, ist heute der bekannteste Archäologe Ungarns, dem 1974 der sensationelle Fund, die Entdeckung eines Stein- und Statuenlagers aus der Anjou-Zeit (1308—1437) auf der Königsburg von Ofen (Budapest) gelungen ist. Wie bereits in seinem anderen bekannten Werk »Kincses Magyarország«, so schöpft der Verfasser auch hier nicht nur aus seinen sehr reichhaltigen Kenntnissen neuerer Ausgrabungen und historischer Funde, sondern aus der gesamten Diplomatik Ungarns und der Fachliteratur. Er beherrscht das ungarische Mittelalter wie kaum ein anderer. Kein Wunder, daß er lateinische Quellen kirchlicher Provenienz fast auf jeder Seite in Original und Übersetzung sprechen läßt. Das Buch ist mehr als nur ein Beitrag zur Kulturgeschichte Ungarns: es ist die erste lückenlose Darstellung der mittelalterlichen Musikgeschichte Ungarns. Im ersten Teil werden die sicheren Erkenntnisse über die Musik der heidnisch-nomadischen Ungarn und ihre Einfügung in die damalige westeuropäische Musik während der Christianisierung vermittelt, dann in weiteren Teilen die Formen, Eigenart und das Aufblühen der Kirchen- (musica sacra), Hof- (musica aulica) und Soldatenmusik (musica bellica) und

schließlich die volkssprachige Profanmusik (*musica profana*) vorgetragen. Das Material, aus mittelalterlichen Urkunden zusammengetragen, ist beispiellos reichhaltig, der Stil des Verfs. fesselnd und lebendig, selbst in dem ausführlich kommentierten Anmerkungsapparat. Das Buch ist gleichermaßen eine Fundgrube für Fachleute wie für das breite interessierte Publikum. Es ist auch eine wertvolle Ergänzung der Kirchengeschichte Ungarns, denn das reichhaltig illustrierte Buch beweist wieder einmal: mittelalterliche Kunst ist mit kirchlicher Kunst größtenteils identisch.

*Gabriel Adriányi*

Bonn

Suppan, Wolfgang; Lujza Tari: *Das Leben von Jenő Takács. Dokumente, Analysen, Kommentare*. In Zusammenarbeit mit Lujza Tari verfaßt von Wolfgang Suppan. Eisenstadt 1977. 203 S. = Burgenländische Forschungen 66.

Über den Komponisten, Musikologen, Pädagogen und Vortragskünstler Jenő Takács verfaßte anlässlich seines 75. Geburtstages ein österreichisch-ungarisches Autorenpaar eine Monographie.

Takács wurde in Siegendorf geboren, wo er noch heute lebt. Sein Schaffen wurde maßgeblich von jenen Impulsen beeinflusst, die nicht weit vom Burgenland entfernt ausgingen, und die vielleicht wegen ihrer Gegensätzlichkeit das Interesse des Komponisten erweckten: die Wiener Musikakademie und ein kaum vergleichbares Genie des 20. Jhs., Bartók.

Die Kunst von Jenő Takács kennt keine Landesgrenzen: So war es günstig, daß ein österreichischer und ein ungarischer Musikwissenschaftler gemeinsam die Ausarbeitung seines Oeuvres übernahmen.

Lujza Tari und Wolfgang Suppan beschränkten sich mit ihrem Buch nicht die gewohnten Wege, da der Interessent vor den Werkanalysen, der Fachmann vor den auf Kosten der Wissenschaft eingegangenen Kompromissen zurückschreckt. Bei ihnen verband sich die Analyse der Takács-Kompositionen äußerst eng mit der Untersuchung jener Faktoren, die das Entstehen der Werke begleiteten und beeinflussten. Einwirkungen und Umstände werden geklärt, und dazu äußert sich auch Jenő Takács oft selbst. Aber nicht nur der Takács, der den Autoren selbstverständlich zur Verfügung stand, sondern auch der jüngere Komponist, der 1925 in der Zeitschrift »Sopronvármegye« — sozusagen als seine *ars poetica* — erklärte: »Meine künstlerische Auffassung? Ich kenne nur zwei Arten von Musik, eine in aufrichtiger und eine in scharlatanischer Gesinnung geschaffene ... Ich fühle mich keiner Richtung zugehörig ... spüre Verwandtschaft zu Debussy und Bartók. In meinen Werken suche ich Elemente traditioneller Musik, wie sie im alten ungarischen Volkslied vorhanden sind, in künstlerischer Form zu gestalten ... Es ist unwichtig, tonal oder atonal zu komponieren, für oder gegen Schönberg etwa zu sein ...«

Ebenfalls aus der Beschreibung des Komponisten erfährt der Leser, wie sein erstes Treffen mit Bartók am 1. Juli 1926 verlief. Die Autoren übermitteln das Resultat ihrer behutsamen Analyse, was Bartók für Jenő Takács bereits zur Zeit dieses Treffens bedeutete: »... die Kinderstücke des ungarischen Meisters hatten ihn bereits während der Gymnasialjahre in Sopron beeindruckt, die Harmonisierungen ungarischer und slowakischer Volksmelodien

studierte er ebenso eifrig wie Bartóks Technik, die Begleitstimmen aus dem gegebenen thematischen Material zu gewinnen.« Den Einfluß Bartóks glauben die Autoren auch in der Trio-Rhapsodie für Violine, Violoncello und Klavier op. 11 zu spüren, wo »... Takács unbewußt ungarisches Melodienmaterial aufgenommen und verarbeitet hat... er benutzt die Bartók-Wirkung des Rezitatifs, in dem von einem Ton ausgehend der Tonraum ständig erweitert wird.«

Im Dezember 1935 erbat sich Takács aus Kairo die Meinung Bartóks, als ihm der ungarische Rundfunk eine Komposition (Fünf kroatische Bauernlieder für Singstimme und Klavier, op. 36) mit der Begründung zurückgab, »... der ungarische Rundfunk könne keine Tendenz unterstützen, die den ungarischen Liederschatz anderen Nationalitäten zuschreibt.« Und Bartóks Antwort wurde für Jenő Takács richtungsgebend. Als Erforscher der Volksmusik gelangte er in Gegenden, deren uraltes Musikgut nahezu unerforscht war. Die Möglichkeiten dafür erschlossen sich ihm durch den Umstand, daß er in den Jahren 1927—1932 am Konservatorium in Kairo tätig war und später Kompositionslehre an der Universität in Manila unterrichtete. Deshalb konnte er die ältesten musikalischen Ausdrucksweisen der ägyptischen Volksmusik und der Stämme auf den Philippinen studieren. Womit er auf diese Weise bekannt wurde, bildete nicht nur die »Beute« eines Sammlers von Volksliedern, die Eigenheiten der folkloristischen Musik Ozeaniens übten auch auf den Komponisten einen Einfluß aus.

In einem gesonderten Abschnitt beschäftigen sich die Autoren mit den ungarischen Jahren von Jenő Takács, die nicht nur vom Standpunkt des Komponisten nahegebracht werden. Über diese Zeit schreibt Takács selbst: »... Ich denke immer mit Liebe und Freundschaft an Ungarn, das Land meiner Väter... denn in schwieriger Zeit hat Ungarn mich hilfreich aufgenommen: dies war 1939, als ich es vorzog, die mir durch die Vergewaltigung Österreichs aufgezwungene deutsche Staatsbürgerschaft aufzugeben und die ungarische anzunehmen.«

Sein Ballett »Antiqua Hungarica für großes Orchester« (op. 47), aufgeführt in der Budapester Oper — die Verf. des Buches halten es für das Hauptwerk der ungarischer Periode des Komponisten — und »Ländliches Barock« (op. 48) sind bezeichnend für jenen stilhistorisch durchaus nicht traditionellen Weg, den Takács damals beschritt.

In den Vereinigten Staaten schrieb Takács immer moderne Musik, doch wurden seine in Form von Musik ausgedrückten Gedanken niemals Opfer formeller Lösungen.

1970 kehrt der Komponist nach Siegendorf zurück.

Der Verf. dieser Zeilen war im Januar 1975 in Eisenstadt bei der Uraufführung des Oktettes (op. 96) von Takács zugegen. Der Komponist brachte auch in diesem Werk mit den modernen Mitteln der modernen Musik zum Ausdruck, was ihn während seiner ganzen künstlerischen Laufbahn begleitet hat: das Bekenntnis zur harmonischen Vervollkommnung des Humanen, die Verurteilung des Unmenschlichen, beispielsweise im letzten Satz.

Lujza Tari und Wolfgang Suppan beschrieben in ihrem Buch einen Lebensweg und eine künstlerische Laufbahn, die in ihrer Originalität und vielleicht auch Unnachahmlichkeit — besonders in den Donauländern und in unseren Tagen — im wahrsten Sinne des Wortes eine Monographie verdienen.

Róna-Tas, András: *A nyelvrokonság, kalandozások a történeti nyelvtudományban* [Die Sprachverwandtschaft, ein Herumwandern in der historischen Sprachwissenschaft]. Budapest: Gondolat 1978. 487 S.

Der Verf. des vorliegenden populärwissenschaftlichen Handbuches, ein Orientalist und Tibetologe, hat offenbar die Absicht, manches auch für den Fachmann zu sagen. Sein Thema, eine seit langem wegen der Verschiebung des Interesses für die deskriptive Linguistik zurückgedrängte Disziplin, wird besonders für die Geschichte der Völker und ihrer Sprachen ohne Schriftlichkeit in der Dritten Welt wieder anregend. Es liegt daher die Frage nahe, ob eine Übersetzung ins Englische oder Deutsche nicht ratsam wäre. Sicher sind manche Nachschlagewerke in den letzten Jahren in den Weltsprachen erschienen, z. B. Raimo Anttila, *An introduction to historical and comparative linguistics* (London — New York 1972). Róna-Tas's Buch ist aber das erste, welches (allerdings auf Ungarisch) den Themenkreis aus der weitesten Perspektive erörtert, die Sprachwissenschaft, Archäologie, Geschichte, Ethnographie und Philosophie umfaßt. In Anbetracht der Tatsache, daß die ungarischen Leser die Theorien und Methodik der Sprachvergleichung am besten verstehen, wenn sie durch ungarische oder finnisch-ugrische linguistische Angaben illustriert sind (eine alte Tradition auf dem Gebiet der populären Verlegung linguistischer Werke), wird das ungarische Publikum von diesem Handbuch überrascht, weil es vorwiegend nicht uralische, sondern am häufigsten indogermanische Beispiele gibt und die allgemeinen Themen im Rahmen der Indogermanistik bespricht. Den speziellen Fragen der Verwandtschaft des Ungarischen wird bloß das letzte, ein kurzes Kapitel (S. 427—455) gewidmet. Diese Vorgehensweise ist auch für den nicht-ungarischen Leser mit Vorteilen verbunden.

Im Gegensatz zum Untertitel des Werkes bemüht sich der Verf. um einen jeweils umfangreicheren Überblick über die Theorien und Grundlagen der vergleichenden und historischen Sprachwissenschaft: von den Mythen zum Ursprung der menschlichen Sprache oder der sprachlichen Mannigfaltigkeit durch den Turmbau von Babel in der biblischen Geschichte und den mittelalterlichen Ursprungssagen einzelner Völker bis hin zur Geburt der Sprachforschung Ende des 18. Jh.s (S. 17—59). In fünf weiteren Kapiteln (S. 60—328) wird die Geschichte bzw. Entwicklung dieser Disziplin bis in unsere Zeit bekanntgemacht; einige Grundthesen von Sprachhistorikern (H. Schuchardt, M. Bartoli) und deskriptiven Linguisten (N. S. Trubetzkoy) werden angefochten sowie ihre Beeinflussung von philosophischen Gedanken dargestellt.

Meine erste kritische Bemerkung bezieht sich gerade auf die Auswahl der philosophischen und nichtlinguistischen Hypothesen, die hier besprochen werden. Die Sprachphilosophie von L. Wittgenstein, der linguistische Relativismus von W. Humboldt, E. Sapir und B. L. Whorf (F. Mauthner wird von Róna-Tas nicht erwähnt) bzw. die Kontroversen, die aus diesen Theorien hervorgegangen sind, sind für das Wesen der Sprache und ihrer Funktionen relevant, betreffen aber die Sprachgeschichte, den Sprachwandel und die Sprachverwandtschaft so gut wie nicht. Nach der Übersicht über die vielfältigen Hypothesen, die miteinander oft unvereinbar sind, gewinnt der Leser den Eindruck, als ob die diachronische Sprachforschung von Anfang an in ständiger Umwälzung wäre. Im zweiten Teil seines Werkes (Das Wesen der Sprachverwandtschaft, S. 329—455) beseitigt Róna-Tas diesen Eindruck, doch läßt er manche Zweifel bezüglich der Grundlagen der Sprachvergleichung und des Wandels stehen, da er nirgendwo das Kriterium der Lautgesetze oder regulärer

phonetischer Übereinstimmungen erwähnt (explizit kann man das aus seiner Gedankenfolge und den Beispielen folgern). Daher ist die folgende Definition nichtssagend, tautologisch und unklar (S. 372): »...két nyelv akkor rokon, ha a közös alapnyelv és az ő nyelvi rendszerük között folyamatosság állapítható meg.«

[Zwei Sprachen sind genetisch verwandt, wenn eine Kontinuität zwischen ihrer gemeinsamen Ursprache und (synchronischer) Sprachstrukturen festgestellt werden kann.]

Es ist nicht wahr, daß Trubetzkoy's Abhandlung über die indogermanischen Sprachen (1939) eine große Wirkung auf den Kreis der Indogermanisten ausübte. Diese Gedanken der großen russischen Wissenschaftler konnten und können die Vergleichung der indoeuropäischen Sprachen nicht ergiebig fördern. Was vom Verf. auch nicht eindeutig ausgesprochen wurde, — ich möchte es hier betonen — ist, daß weder F. de Saussure noch L. Bloomfield oder N. Chomsky und R. Halle, die Begründer der generativen Grammatik, etwas Neues zur Diachronie beigetragen haben. Die Erfassung des Lautwandels in mathematischen Formeln ist z. B. keine methodische Umgestaltung, sondern höchstens eine Veranschaulichung der entsprechenden Prozesse. Róna-Tas übt an diesen Theorien und Methoden keine eindeutige Kritik, sondern stellt sie wie wesentliche Erneuerungen dar.

Wenn es aber um die Vollständigkeit geht, muß das Fehlen der Besprechung einiger Gedanken beanstandet werden. Wir denken weniger an Ideen, die für die Semantik oder allgemeine Sprachwissenschaft äußerst relevant sind, als an die Bedeutungstheorie von L. Bloomfield, die das Prinzip der amerikanischen strukturalistischen Schulen geworden ist, sondern an Gedanken, die für die Zielsetzung des Verfassers von großer Wichtigkeit sind. Róna-Tas, wie gesagt, schöpft im wesentlichen aus dem Material der indogermanischen Sprachen und erst sekundär aus den uralischen und orientalischen Sprachen, schenkt aber den Forschungen in den Sprachen ohne Literatur keine Beachtung, obwohl die Methodik der Sprachvergleiche bezüglich der amerikanischen, ozeanischen und afrikanischen Sprachen ernste Probleme aufwirft. Wegen dieser Einseitigkeit werden J. H. Greenberg's Hypothesen bezüglich der Gliederungsmethode der afrikanischen Sprachen (*The languages of Africa*, in mehreren Auflagen) überhaupt nicht erwähnt, welche von manchen Forschern (auch seitens des Rezensenten) scharf kritisiert wurden. Auch die Glottochronologie bzw. Lexikostatistik wird im vorliegenden Werk nicht in erforderlicher Weise erörtert, noch weniger kritisiert. Die Aufsätze von H. Hoijer, H. Lunt, J. A. Rea, die Diskussion in *Current Anthropology*, die von K. Bergsland und H. Vogt 1962 eingeleitet wurde, werden nicht erwähnt (der Rezensent kann sich darüber nicht wundern, daß sein Aufsatz »The validity of glottochronology on the basis of the Slavonic languages«, in: *Studia Slavica* 1961, S. 295—346, hier nicht berücksichtigt wurde, obwohl Róna-Tas ihn schon als Manuskript einige Tage vor seinem Vortrag in der Ungarischen Sprachwissenschaftlichen Gesellschaft 1961 gelesen hatte, aber auch dort darüber kein Wort gesagt hatte). Diese Probleme sind deshalb bedeutsam, weil Greenberg und manche anderen Forscher die Sprachvergleiche auf diesem Gebiet mangels schriftlicher Dokumente mit unzuverlässigen Methoden fortsetzen wollen; auch die Gliederung einzelner Dialekte wird statt nach einer Auswahl phonologischer und morphologischer Kriterien, — wie es auf dem Gebiet der indoeuropäischen, uralischen usw. Sprachen üblich ist —, ausschließlich mittels statistischer Ziffern irrelevanter lexikalischer Angaben durchgeführt.

Wir bemängeln ferner, daß die Methode »Wörter und Sachen« überhaupt nicht bewertet wird, sondern bloß in einem einzigen Satz angeführt wird (S. 266).

Im Kapitel »Einige Grundfragen der Sprache« (S. 331—357) legt der Verf. die philosophischen, besonders die marxistischen Auffassungen über die menschliche Sprache ausführlich dar. Hauptsächlich zitiert er Marx und G. Lukács. Róna-Tas ist kein Philosoph, sondern Sprachforscher, aber außer den Zusammenhängen philosophischer Gedanken, die er nicht immer überzeugend hervorheben will, verwickelt er sich bei seinen Kommentaren in Widersprüche. Dazu genügt ein charakteristisches Beispiel: »... der Marxismus hat eine ausgestaltete und klare Sprachtheorie« (S. 332), und einige Zeilen weiter unten: »die marxistische Sprachtheorie ist aber erst in der Entfaltung, und es steht uns fern zu äußern, daß unsere Orientierung durch fertige und eindeutige Standpunkte erleichtert wird«. Róna-Tas gehört zu denjenigen Wissenschaftlern der sozialistischen Länder, die marxistische Gedanken bezüglich jedweder Themen erwähnen und sich bemühen, die eigenen Ergebnisse mit Zitaten aus den marxistischen Theorien zu unterstützen. Es ist vielleicht nicht nötig zu unterstreichen, daß von den obigen sich widersprechenden Aussagen des Verfassers die letztere näher zur Wirklichkeit steht, d. h. es gibt keine systematische marxistische Sprachtheorie oder spezielle Forschungsmethode. In Ungarn und in den sozialistischen Ländern werden dienliche linguistische Methoden und Arbeiten häufig als »marxistisch« akzeptiert, während unbrauchbare, mangelhafte Werke als »nicht-marxistisch« oder »antimarxistisch« gebrandmarkt werden.

Zu den Disproportionen des Bandes gehört auch das Literaturverzeichnis. Róna-Tas entschuldigt sich zwar (S. 8), daß er selbst viele wichtige Quellen nicht erfassen konnte, doch fallen manche Versäumnisse auf, wie z. B. das Handbuch über Sprachwissenschaft und Urgeschichte von E. Moór (*A nyelv-tudomány mint az ős- és néptörténet forrástudománya*. Budapest 1963), das übrigens nichts von der Glottochronologie erwähnt, und K. Sandfelds bahnbrechendes Werk (*Linguistique balkanique*. Paris 1930) auf dem Gebiet der arealen Linguistik, das weit bedeutender ist als Trubetzkoy's zitierte Thesen über das Indogermanenproblem.

Noch auffälliger sind die philologischen Ungenauigkeiten und Sachirrtümer. Einige seien hier als Beispiel aufgeführt.

Die germanischen Sprachen sind in vier Zweige gegliedert (S. 427—428) statt der allgemein üblichen Dreigliederung. Selbst wenn der Verf. die staatliche Zweiteilung Deutschlands als endgültig betrachten sollte, ist es eine grobe Übertreibung, über zwei deutsche Sprachen zu reden, deren Trennung »vor unseren Augen verläuft« (S. 359).

Es entspricht keiner Tatsache, daß die nicht-linguistischen Zeichensysteme keine Entwicklung haben (S. 355). Ein Gegenbeispiel ist jedem bekannt: die Änderungen der Verkehrssymbole.

A. Leskiens bahnbrechende Thesen sind im Quellenverzeichnis unter dem Titel »Die Lautgesetze kennen keine Ausnahme« aufgeführt. Es wird zwar bemerkt, daß diese Abhandlung nicht vom Verf. in die Hand genommen werden konnte, doch ist sie auch in den ungarischen wissenschaftlichen Bibliotheken vorhanden, nur unter dem richtigen Titel »Die Deklination im Slavischen, Litauischen und Germanischen« (Leipzig 1876).

L. Bloomfields Ansichten über die Ursprachen genetisch verwandter Sprachen sind falsch interpretiert (S. 374). Der amerikanische Linguist hat die ver-

wandten Sprachen nicht mit deren Ursprache als identisch betrachtet, sondern wie er schrieb (Language. New York 1933, S. 298): »We mean that these languages are later forms of a single earlier language«.

Der finnische Sprachhistoriker, der in den Vereinigten Staaten tätig ist, heißt nicht Antilla (dreimal so in der Bibliographie!), sondern Anttila.

Der Verf. macht Miller, — so zitiert aus dem Russischen — zum Mitarbeiter des Vokabulariums von P. S. Pallas (S. 58). Es geht eigentlich um Gerhard Friedrich Müller (1705—1783), dessen türkische und finnisch-ugrische Wörterverzeichnisse zwar von der Redaktion dieses großen Kompendiums gebraucht wurden, der selber aber am Anfang der Materialsammlung 1784 schon nicht mehr am Leben war.

Die Definitionen sind ungenau, nichtssagend oder salopp (wie der Stil des ganzen Buches). Nach Róna-Tas ist die Etymologie »die Wissenschaft, die sich mit der Geschichte der Wörter beschäftigt« (S. 394). Die Etymologie ist keine selbständige Wissenschaft, sondern ein Zweig der Sprachgeschichte; sie beschäftigt sich nicht nur mit der Geschichte der Wörter (eigentlich: der lexikalischen und grammatischen Elemente), sondern auch mit deren Herkunft. Es gibt auch Wortgeschichte ohne Etymologie, daher ist die Definition zu eng.

Doch nach einer sehr gründlichen Umarbeitung und Verbesserung könnte das Werk hinsichtlich des umfassenden Überblicks und der Darlegung der Probleme auch als Übersetzung in eine Weltsprache einen guten Dienst für das Erkennen der diachronischen Sprachwissenschaft leisten.

*István Fodor*

*Köln*